

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 28. August 1932.

Uljah / von Graf Leo Tolstoi.

Im Gouvernement Ufa lebte einst ein Mann namens Uljah. Uljah hatte von seinem Vater nichts geerbt. Er heiratete ein Jahr vor dem Tode des Vaters. Das ganze Vermögen des Uljah bestand damals aus sieben Stuten, zwei Kühen und zwanzig Stück Schafen. Aber Uljah verstand sich auf die Wirtschaft. Er arbeitete mit seiner Frau von früh bis abends. Er stand früher auf als die anderen und ging immer als letzter schlafen. Sein Vermögen vermehrte sich von Jahr zu Jahr. So lebte er volle 35 Jahre. Durch seine fleißige Arbeit hatte er es zu großem Wohlstand gebracht.

Er besaß nunmehr zweihundert Pferde, hundertfünfzig Stück Rinder und eintausendzweihundert Schafe. Die Diener des Mannes arbeiteten draußen auf den Weidenplätzen. Die Frauen melkten die Kühe, bereiteten Kumijs, Butter und Käse. Uljah besaß von allen Dingen im Überflusse und wurde auch von der ganzen Umgebung beneidet. Allgemein hörte man sagen:

„Dieser Uljah ist ein glücklicher Mensch. Bei ihm ist alles reichlich vorhanden. Er wird auch nie sterben.“

Selbst vornehme Leute bewarben sich um seine Gunst. Aus weiten Gegenden kamen Gäste zu ihm und Uljah nahm jeden in seinem Haus willkommen auf. Bei ihm fand niemand einen leeren Tisch. Wer immer zu ihm auch kommen mochte, den bewirtete er mit Tee, Fisch und Hammelfleisch. So oft Gäste kamen, ließ er sofort ein oder zwei Hammel schlachten; waren die Gäste sehr zahlreich, so wurde eine Stute geschlachtet.

Uljah hatte zwei Söhne und eine Tochter. Er verheiratete sowohl seine Söhne als auch seine Tochter. So lange Uljah arm war, arbeiteten auch die Söhne mit ihm, beaufsichtigten die Pferde und Schafe auf der Weide. Auf diese Art wurden sie reich. Doch späterhin begannen seine Söhne schon zu prahlen. Der eine ergab sich sogar dem Trunk. Der andere wurde bei einem Kaufhandel erschlagen. Der jüngere heiratete. Er führte eine stolze, hochmütige Frau heim, die ihren Gatten beeinflusste, seinem Vater den Gehorsam zu verweigern. Uljah war gezwungen, ihn aus dem Hause zu schicken.

Als der Sohn das väterliche Haus verließ, übergab ihm Uljah sein Erbe. Er schenkte ihm ein Haus, Pferde und Rinder, sein eigenes Vermögen schrumpfte aber erheblich zusammen. Bald darauf brach unter den Schafen eine Seuche aus, die fast Dreiviertel der Herde dahintrass. Im nächsten Jahr herrschte überall ein Hungersnot, es gab keine Fehlung, im Winter gingen die Haustiere der Reihe nach ein. Die Kirgisen aber nahmen Uljah seine beste Weide weg, so daß sein Vermögen ständig kleiner wurde. Ein Schicksalsschlag um den andern brach über ihn herein und allmählich verließen ihn schließlich auch seine Kräfte.

Als er siebzig Jahre alt war, stand es mit ihm schon so weit, daß er die kostbaren Teppiche, Pelzröcke, Wagen, Pferdegeschirre verkaufen mußte, zum Schluß sogar das letzte Stück Rindvieh. Nun war er schon so sehr herabgekommen, daß er auf seine alten Tage gezwungen war, mit seiner Frau bei fremden Menschen das tägliche Brot zu verdienen. Nichts war ihm verblieben, als das, was er am Leide hatte, einen Pelzrock, eine Kappe und seine Frau: Samsemagi. Diese war ebenfalls schon recht alt. Der Sohn, der sein Erbe herausbekommen hatte, war weit fortgezogen, die Tochter war gestorben. So hatten die Alten von niemanden eine Hilfe zu erwarten.

Muhamedschah, ihr Nachbar, hatte herzlich Mitleid mit ihnen. Muhamedschah, ein feiseleguter Mensch, war wohl selbst nicht reich, aber es mangelte ihm an nichts; er führte eine recht geordnete Lebensweise. Er begann sich dessen, daß er gar oft bei Uljah zu Gast gewesen, als dieser noch reich war; er bedauerte ihn jetzt und sprach zu ihm:

„Uljah, komm' mit deiner Frau zu mir. Im Sommer brauchst du, soweit es deine Kräfte gestatten, bloß im Gemüsegarten zu arbeiten, im Winter aber wirst du die Rinder füttern. Samsemagi wird die Kühe melken und Kumijs bereiten. Ich werde euch Kleidung und Nahrung geben, saget mir, was ihr noch benötigt, und ihr sollt auch das bekommen.“

Uljah dankte dem Nachbar unzählige Male und zog mit seiner Frau zu ihm. Anfangs fiel es ihnen schwer, sich an dieses neue Leben zu gewöhnen, mit der Zeit fügten sie sich aber doch darein und arbeiteten, soweit es ihre Kräfte zuließen. Dem Muhamedschah waren sie sehr genehm, da sie sich auf die Wirtschaft verstanden und in allem stets das Beste taten. Aber er bedauerte diese beiden Menschen dennoch, die aus einer solchen Höhe so tief gesunken waren.

Einmal kamen zu Muhamedschah Verwandte aus weiter ferne zu Besuch. Unter den Gästen befand sich auch ein Mullah, ein Schriftgelehrter. Muhamedschah ließ einen Hammel schlachten. Uljah schlachtete den Hammel, kochte das Fleisch und schickte es den Gästen hinein. Diese aßen Hammelfleisch, tranken Tee und hernach Kumijs. Die Gäste und der Hausherr saßen auf weichen Polstern, tranken Kumijs aus Tassen und plauderten behaglich miteinander. Da ging Uljah, nachdem er seine Arbeit erledigt hatte, eben an der Tür vorbei.

Muhamedschah erblickte ihn und sprach zu einem seiner Gäste:

„Hast du den alten Mann gesehen, der eben hier vorübergegangen ist?“

„Ja. Was ist denn besonderes an ihm?“

„Er war einst der reichste Mann dieser Gegend. Er heißt Uljah. Vielleicht hast du sogar schon von ihm gehört!“

„Ja, ich habe von ihm gehört, aber ich kenne ihn nicht. Er war einmal ein sehr berühmter Mann!“

„Und jetzt ist ihm nichts verblieben. Er lebt als Arbeiter hier bei mir. Auch seine Frau ist hier, diese melkt die Kühe.“

„Ja, das Glück ist gar launisch“, meinte der Gast, „den einen hebt es bis zum Himmel empor, den anderen stürzt es in die Tiefe. Nun, und wie geht es den beiden Leuten?“

„Kranklich der Alte?“

„Weiß Gott! Er ist sehr still, spricht niemals zu jemanden und arbeitet fleißig.“

„Ich möchte gerne mit ihm sprechen“, sagte der Gast.

„Ich möchte ihn über dies oder jenes aus seinem Leben befragen. Wäre das möglich?“

„Warum denn nicht?“ erwiderte der Hausherr, und er rief zur Tür hinaus: „He, Alter, komm' herein, trinke Kumijs mit uns, bringe auch deine Frau mit.“

Uljah und seine Frau traten ein. Uljah begrüßte die Gäste und den Hausherrn, sprach ein Gebet und nahm neben der Tür Platz. Seine Frau aber trat hinter den Vorhang und setzte sich dort zur Hausfrau.

Man reichte Uljah eine Tasse Kumijs. Er verneigte sich dankend, trank ein wenig und stellte die Tasse wieder fort.

„Wie geht es dir, Alter?“ fragte der Gast. „Du heißt Uljah, nicht wahr? Es ist wohl recht traurig für dich, wenn du dich in unserer Mitte daran erinnerst, daß auch du einmal reich warst und jetzt elend und arm bist.“

Uljah lachte.

„Wenn ich dir vom Glück und Unglück erzählen wollte, würdest du mir vielleicht nicht glauben. Frage lieber meine Frau. Bei ihr heißt es: „Was auf der Lunge — das auf der Zunge.“ Sie wird dir die Wahrheit sagen.“

Der Gast rief hinter den Vorhang zurück:

„Sprich also du, Mütterchen; wie denkst du über den ehemaligen Wohlstand und über das jetzige Elend?“

Samsemagi sprach hinter dem Vorhang:

„Ich will es dir sagen. Fünfzig Jahre lang habe ich mit meinem Alten gelebt. Wir suchten das Glück und fanden es nicht. Und erst jetzt, seit zwei Jahren, haben wir die richtige Glückseligkeit kennen gelernt, seitdem wir hier als einfache Arbeiter leben. Wir fanden das wahre Glück und wünschen uns auch kein anderes.“

Die Gäste waren über diese Worte ganz verwundert, der Hausherr staunte sehr. Er stand sogar von seinem Sitz auf, zog den Vorhang zur Seite, um die alte Frau zu sehen. Diese stand dort mit gekrümmten Armen und blühte selig lächelnd auf Uljah. Auch Uljah lächelte.

Wieder hub die Frau zu reden an:

„Ich sage die Wahrheit, ich scherze nicht. Ein halbes Jahrhundert hindurch haben wir das Glück vergeblich gesucht und es, so lange wir reich waren, nicht gefunden. Jetzt aber ist uns nichts geblieben. Wir leben in der Fremde und haben ein solches Glück gefunden, wie wir uns kein größeres mehr wünschen.“

„Worin besteht eure Glückseligkeit?“

„Ich will es euch verraten. Als wir noch reich waren, hatten wir keine einzige ruhige Stunde, wir konnten kaum

miteinander reden, nicht an unser Seelenheil denken, wir beteten auch gar nicht, — so viele Sorgen hatten wir. Gäste kamen und mit ihnen auch — die Sorgen: womit wollen wir sie bewirten, was sollen wir ihnen bieten, damit sie uns nicht bereuen. Wenn die Gäste fort waren, sahen wir nach, was die Arbeiter machten. Diese wollten am liebsten nichts arbeiten und gut essen. Wir aber sorgten dafür, daß wir ja keinen Schaden erleiden. Und dadurch sündigten wir. Dann hielten wir Nachschau, ob nicht etwa Wölfe in die Schafherde eingedrungen seien, ob sie nicht ein Kalb zerrißen, ob uns nicht Diebe bestohlen haben. Wenn wir uns zur Ruhe begaben, konnten wir vor Sorge, ob in den Stallungen nur alles in Ordnung sei, gar nicht schlafen. Mitten in der Nacht mußten wir aufstehen und nachsehen, ob nicht vielleicht das Schaf sein Lämmchen erdrückt. Dann kamen wieder die Sorgen, wie man den Wintervorrat hereinbekommen soll, und dabei war ich mit meinem Alten niemals einer Meinung. Er wollte es anders, als ich — es kam zu Streitigkeiten und wir sündigten wieder. Sorge folgte auf Sorge, Sünde auf Sünde, wir hatten in unserem Leben keine einzige glückliche Stunde.“

„Und jetzt?“

„Wenn wir jetzt aufstehen, leben wir in lauter Liebe und Frieden, es gibt nichts, worüber wir zanken sollten, nichts, das uns Sorge bereiten könnte. Unsere einzige Sorge ist, unserem Herrn redlich zu dienen. Wir arbeiten, so weit es uns unsere Kräfte erlauben, fröhlich, guten Mutes, damit unser Herr keinen Schaden erleide, sondern einen Nutzen habe. Wenn wir aus der Arbeit heimkommen, erwartet uns fertig das Mittagmahl, am Abend das Nachtmahl, und wir bekommen auch Kumijs. Wenn es kalt ist, ziehen wir uns unsere Pelzröcke an oder wir wärmen uns beim Ofen. Dabei bleibt uns sogar Zeit, miteinander zu reden, an unser Seelenheil zu denken und zu beten. Fünfzig Jahre lang haben wir das Glück gesucht und haben es erst jetzt gefunden.“

Die Gäste lachten.

Nun aber begann Uljah:

„Lachet nicht, Brüder. Das ist kein Scherz. Das Leben ist nicht leicht. Wir waren dumm, als wir das, was wir verloren, beweinten. Nun offenbarte uns aber Gott die Wahrheit und wir haben euch das nicht zu eurer Belustigung gesagt, sondern damit es euch zur Lehre diene.“

„Und es erhob sich der Mullah:

„Sehr weise gesprochen. Es ist auch alles wahr, was Uljah sagt. So steht es auch geschrieben.“

Nun lachten die Gäste schon nicht mehr. Alle waren in Gedanken versunken.

(Deutsch von Grete Neufeld.)

Die Welt der Frau.

Die Freiheit der berufstätigen Frau.

Nicht umsonst haben die Amerikaner das Wort geprägt: Zeit ist Geld. Wenn auch wir Deutsche, von Natur phlegmatisch, nicht in dem Maße hinter den Minuten herjagen wie die Amerikaner „men of business“, so steht es doch zweifellos fest, daß auch bei uns für den berufstätigen Menschen, nicht zum wenigsten für die berufstätige Frau, richtige Zeiteinteilung von ungeheurer Wichtigkeit ist. Es ist durchaus nicht gleichgültig, wie die Angestellte den ihr zur Verfügung stehenden Rest des Tages verbringt, nachdem 8 bis 9 anstrengende Arbeitsstunden hinter ihr liegen.

Vor allen Dingen hüte man sich davor, die Zeit — wie der Volksmund sagt — totzuschlagen, zu verträdeln. Natürlich muß der Verschönerungsart der Berufsrechnung getragen werden, und es läßt sich nicht jedem Menschen zur Verwendung seiner freien Zeit der gleiche Ratsschlag erteilen. Eine Angestellte, die gezwungen ist, den Hauptteil ihrer Tätigkeit im Stehen auszuführen, so z. B. die Verkäuferin, wird selten in der Lage sein, nach Abschluß ihres pflichtmäßigen Tagewerks noch längere Spaziergänge zu unternehmen oder Sport zu treiben. Sie wird froh sein, wenn ihr die Möglichkeit gegeben ist, sich körperlich auszuruhen und dagegen dem Geiste durch ein gutes Buch Anregung zu verschaffen.

Anders die Büroangestellte, die die meisten Stunden des Tages auf demselben Fleck sitzt und deren Geist in unermüdlicher Arbeit schaffet. Auch hier fordert der Körper ein gesundes Gegengewicht und dieses liegt in körperlicher Bewegung. Bewegung, ganz gleich welcher Art! Sei es der Spaziergang in freier Luft oder Sport der verschiedensten Richtungen. Auch bei der Wahl des Sportes, den man betreibt, ist Vorsicht geboten. Nicht jeder Körper ist für die verschiedenen sportlichen Betätigungen in gleichem Maße geeignet. Das Schwimmen ist gewiß ein durchaus gesunder Sport, doch wird man Menschen, besonders Frauen, die zur Bleichsucht neigen, davon abraten müssen. Am empfehlenswertesten ist entschieden die Leichtathletik, da hier der Körper gleichmäßig durcharbeitet wird und außerdem die Bewegung in der Luft bei leichter Bekleidung überaus zuträglich ist. Nicht zu unterschätzen ist für die berufstätige Frau — die Hausarbeit. Es gibt Frauen, die das dringende Bedürfnis haben, ihre freien Stunden durch intensive Arbeit im Haushalt auszufüllen und auf diese Weise einen außerordentlich gesunden und widerstandsfähigen Körper erhalten.

Selbstverständlich läßt sich auch von den geistigen Arbeiterinnen nicht jede in die gleiche Form pressen. Menschen, deren Nerven durch angestrengteste Arbeit überaus angegriffen sind, werden gut daran tun, sich in ihrer Freizeit erst eine Stunde, und zwar in legender Stellung, auszuruhen, ehe sie den Rest des Tages auf die eine oder

andere Weise verbringen. Vor allem kann man diese völlig überarbeiteten Menschen nicht genug vor schwerer Lektüre warnen, die die Nerven nur noch weiter in ungünstiger Weise beeinflusst. Ebenso ist zu schwere Musik oder gewisse Theaterstücke von hoher Geistigkeit durchaus ungeeignet.

Erziehung zur Ehlust.

Das einzige Kind ist oft schlecht. — „Überlistung“ durch die Mutter. — Abscheu vor Milch.

Von Dr. med. Ernst Tannert.

In unserer Zeit wirtschaftlicher Not und Beschränkung der Kinderzahl ist das schlechteste Kind keine Seltenheit mehr. Es ist eine dauernde Sorge und Belastung für die Mütter und Hausfrauen und stellt im Haushalt eine große Erschwerung dar, da jede Mahlzeit, die von anderen Kindern — fast möchte man sagen, nebenbei — und spielend eingenommen wird, bei dem schlechtesten Kind zu einer großen Angelegenheit wird, die Zeit und Kraft des Erziehers meist sehr stark in Anspruch nimmt. Deshalb lohnt es sich schon, ein paar Worte darüber zu sagen.

Kein Zufall ist es, daß es sich beinahe immer um einzelne Kinder handelt. Es gibt natürlich auch Ausnahmen, aber in der Regel sind es doch die einzelnen Kinder, die davon betroffen werden. Es fehlt ihnen eben beim Essen die Gesellschaft anderer Kinder. Es fehlt das durch sich selbst wirkende berebete Beispiel der älteren oder jüngeren Geschwister, es fehlt die lustige Gesellschaft und das Kind fühlt — selbst beim geschicktesten Erzieher —, daß die Aufmerksamkeit der Erwachsenen irgendwie auf es konzentriert ist, ob es ist oder nicht. Und das stärkt — unbewußt — seine Opposition.

Darum ist das einfachste Mittel — nur leider oft allzu schwer durchzuführen —, das Kind in Gesellschaft anderer Kinder essen zu lassen. Nehmen Sie regelmäßig ein anderes Kind ins Haus, das Ihrem Kind Eh- und Spielkamerad wird, und Sie werden staunen über die Wirkung! Oder schicken Sie es einmal ein paar Wochen in ein Kinderheim. Oder in eine Familie mit mehreren gutessenden Kindern. Sie werden Ihr Kind nicht wiedererkennen!

Aber leider bleiben immer noch viele Fälle übrig, in denen sich diese Abhilfe aus den verschiedensten Gründen nicht verwirklichen läßt. Für diese folgen hier einige kleine Winke, aus denen sich jeder den einen oder anderen für ihn passenden herausnehmen mag.

Zunächst nicht zu viel Mahlzeiten. Bei dem schlechtesten Kind — wenigstens für eine Zeitlang — die Zwischenmahlzeiten ausschalten, damit es für die großen drei Mahlzeiten (morgens, mittags und abends) mehr Hunger hat. Während dem Essen dem Kinde möglichst wenig Beachtung schenken und es sich selbst überlassen. Dazu gehört allerdings oft von Seiten des Erziehers viel Geduld und vor allem Geduld.

Was soll das Kind essen? — Alles! Vom 2. Lebensjahr an kann es alles essen, was die Erwachsenen auch essen.

Für Sommer und Herbst.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



Dormann

Trotteurkleid aus uni Wollstoff. Das Cape und die Taille sind in schrägen Falten genäht. Breiter Gürtel und eingeschnittene Taschen.
Nachmittagskleid mit Ärmchen. Das Ärmchen ist ohne Ärmel, dafür mit Schultercape und hochstehendem Kragen gearbeitet.
Herbstmantel aus leichtem Wollstoff, dazu kleines Mäffchen und abknüpfbares Schultercape aus Pelz.
Herbstmantel aus Wollstoff, mit eingesetzten Falten, Puffärmelchen; Mäffchen und Schultertrage aus Pelz.
Leichter Sommermantel aus Wollstoff. Ein angearbeiteter Schal bildet den Halsabschluss.

Je gemischter und abwechslungsreicher die Kost ist, desto besser. Vor allem soll man einer Eigenart dieser Kinder Rechnung tragen und das ist ihr Bedürfnis nach pikanten Speisen. Diese Kinder kürzen sich oft geradezu auf anregende Speisen wie zum Beispiel lauren Hering, Sardellen, Sardinen, Räucherwaren und verabsäumen oft geradezu die sogenannten Kinderpeisen wie Klammerie, Griesbrei, Milchreis, mit denen man versucht, sie zu pappeln. Man soll den Geschmack dieser Kinder an pikanten Speisen — so zum Beispiel oft auch Mostrich, Gurken, Radieschen sehr beliebt — unbedingt nachgeben. Durch kluges Ausnutzen dieser Geschmackrichtung kann man oft sehr viel erreichen.

Auch gibt es eine große Anzahl von Kindern, die noch viel größer ist, als die Zahl der schlecht essenden Kinder allein, welchen einen Abscheu vor Milch haben. Diesen Widerwillen kann man leicht überwinden, wenn man den Kindern die so ungern getrunzene Milch stets mit Malzsaft und etwas Zucker reicht. Dieser kleine Kniff wirkt oft Wunder. — Man soll ja nicht glauben, daß es falsch sei, dem Essen der Kinder geschmackanregende Stoffe zuzusetzen. Je mehr der Appetit angeregt wird, desto mehr werden Verdauungssäfte sowohl im Magen wie im Darm abgesondert und desto besser werden die Speisen ausgenutzt.

Daß man Kindern nicht kurz vor den Mahlzeiten Süßigkeiten zum Naschen geben soll, dürfte wohl selbstverständlich sein. So günstig sonst die Schokolade für die Kinderernährung ist, dicht vor den Mahlzeiten ruft sie das Gefühl der Sättigung hervor und nimmt selbstverständlich den Appetit. Auch das Glas kaltes Wasser, kurz vor dem Essen „heruntergeschossen“, spielt dieselbe Rolle. Es fällt den Magen und beeinträchtigt das natürliche Hungergefühl.

Ein kluger und wachsender Erzieher kann also, wie aus dem Gesagten hervorgeht, selbst in den verzweifeltsten Fällen von Unlust etwas austreiben, es kommt nur darauf an, aus den verschiedenen Anregungen gerade das herauszusuchen, was für den betreffenden Fall das geeignetste ist.

Proviant zum Wochenende.

Die Schnellkäse der Hausfrau.

Die Vorräte für das Wochenende zusammenzustellen, ist jetzt eine der wichtigsten Hausfrauenaufgaben. Zwei Forderungen werden da an die hausfrauliche Kunst gestellt: Der Küchensettel soll abwechslungsreich sein, das Gebotene schmackhaft und — dies im eigenen Interesse und im Interesse aller — das Zubereiten der Gerichte muß schnell gehen. Langwieriges Kochen an einem schönen Sommertage verdirbt jede Freude. Was nehmen wir also für die Familie an Vorräten mit, wenn wir zum Wochenendhäuschen hinausfahren? Oder eine Radeltour vorhaben? Eine Rucksackwanderung machen? Oder nur geschlossen mit Kind und Kegel zu einem Picnic ins Grüne fahren?

Die modernen Picnicksörbe ermöglichen es, die mitzunehmenden Vorräte sachgemäß und leicht zu verpacken, ohne daß sie dabei beschädigt werden. Brot und Kuchen wird in Blechkästen verpackt, Butter in Tongefäßen, in denen sie sich am besten frisch hält. An heißen Tagen sollte man die Mitnahme von Aufschnitt lieber unterlassen oder höchstens etwas harte Würst mit verpacken. Zum Frühstück werden frisches Obst und Eier eine bessere Zugabe sein. Dabei ist zu berücksichtigen, ob das Obst evtl. draußen irgendwo zu haben ist, dann braucht es nicht erst von daheim mitgenommen zu werden.

Für die Mittagsmahlzeit gibt es verschiedene Vint. Am bestbekannten sind immer Salate, die bereits am Tage vorher zubereitet werden können. Bohnensalat ist dafür außerordentlich geeignet, auch Kartoffelsalat, der allerdings frisch bereitet werden muß, läßt sich gut mitnehmen. Als Beilage können Schnitzel oder kalter Braten dienen. Wer — im Wochenendhaus oder im Freien auf dem Spiritustocher — schnell etwas Warmes bereiten will, kann auch Bouillon mitführen, die heiß gereicht wird. Hat man im Wochenend-

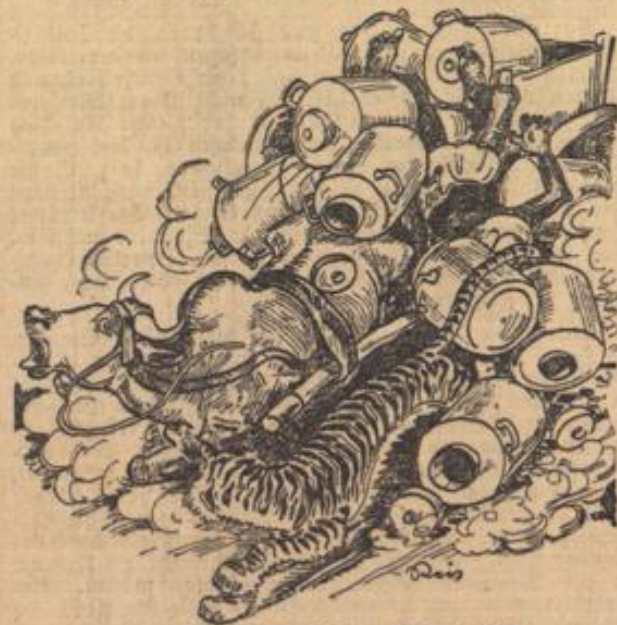
haus einen Herd zur Verfügung, so läßt sich die Bouillon hier auch rasch neu bereiten: Rindfleisch wird in kleine Würfel geschnitten und gewaschen und auf dem Herd mit Wasser angelegt. In Ermangelung von Suppengrün gibt man eine Zwiebel, eine gehälte zerhackte Kartoffel und eine geschnittene Tomate hinein. In 20 Minuten ist die Bouillon fertig. Und das Fleisch? Man schmilzt in einer Pfanne Butter bräunlich. Die Fleischwürfel und einige Scheiben ge-

Der Jugendfreund.

Der erschreckte Tiger

Dr. Batterton, ein englischer Missionsgeistlicher aus der Station Tala saadeh in Hinterindien, hat mit einem Tiger ein Erlebnis gehabt, das durchaus nicht alltäglich anmutet. Er erzählt:

Ich wollte nach der nahegelegenen Stadt und benutzte die Einladung eines meiner Freunde, eines fünfzehnjährigen Hindu-Jungen, um mit ihm auf seinem zweirädrigen Karren die Straße zurückzulegen. Es war einer der gewöhnlichen



Der Tiger mag einen schönen Schreck bekommen haben, als die Milchkannen herunterfielen.

plumpen Wagen, von einem Zebu-Stier gezogen. (Zebu = Buckelrind). Wir saßen zwar ziemlich bequem, denn die Ladung bestand nur aus einer Anzahl leerer Blechkannen, wie man sie für den Milchtransport gebraucht, aber eine hinterindische Landstraße ist auf einem ungefederten Gefährt immer ein recht zweifelhafter Genuß, und deshalb stieg ich sehr bald wieder aus und ging in einiger Entfernung hinter dem Wagen her.

Wir passierten eben ein Waldstück und ich war wohl 50 Schritte zurückgeblieben, als urplötzlich aus dem Dickicht ein Tiger herausschnellte. In gewaltigem Saue war er auf dem Wagen und packte den Jungen. Der arme Kerl schrie vor

Angst fürchterlich, und der Zebu-Stier, der im Gesicht vollkommen hilflos war, brach vor Entsetzen in die Knie ein. Der Karren, der im Vorderende keine Wand hatte, stand steil nach hinten empor.

Ehe ich noch herantommen konnte, ereignete sich etwas Unerwartetes. Die leeren Kannen kamen ins Rutschen, und polternd, klirrend, rasend fiel die gesamte Ladung über den Jungen und das Antier, das ihn gepackt hatte, herab. Der Tiger war von dem unerwarteten Lärm so entsetzt, daß er sein Opfer ohne weiteres losließ. Er purzelte über den vor Angst an allen Gliedern zitternden Dähen hinweg und stürzte zu Boden.

Nachdem ich, selbst von der sonderbaren Wendung überrascht, da raffte sich der Tiger auf und floh in lauten Sprüngen.

Der Junge hatte nur eine leichte Verletzung davongetragen, die ich ihm gleich an Ort und Stelle verband. Dem Jungtier war außer dem Schreden überhaupt nichts geschehen. Als ich daheim mein Erlebnis berichtete, machte man mir Vorwürfe, weil ich unbewußt gegangen sei. Und in der Tat, ohne die glückliche Fügung mit den Kannen würde ich hilflos dabei gestanden haben, ohne Möglichkeit, den Angegriffenen Beistand zu leisten.

Ballett vor 2300 Jahren.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

Das „Stizzenbuch der griechischen Kunst“ — so nennt Forscher die unübersehbare Fülle von Tonvasen und Trinkschalen, die man mit emsigen Spaten aus dem Schutt der Städte und aus den Gräbern Griechenlands ans Licht gefördert hat. Denn diese Tonvasen sind fast alle mit wunder herrlichen Bildern geschmückt, auf denen das ganze bunte Leben der alten Griechen dargestellt ist. Wie solche Vasen entstanden, davon wollen wir später einmal erzählen. Dies kleine Bild hier zeigt ein griechisches Mädchen, das zum Spiel der Doppelspiße sich in anmutigem Tanzrhythmus bewegt. An der Wand das Fledermausfütteral.

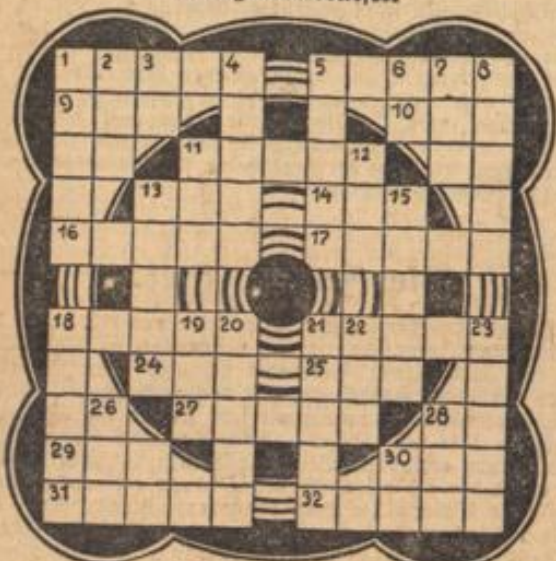


Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Kreuzwort-Rätsel.



Die Wörter bedeuten waagrecht: 1. Geräusch, 5. Hautauschlag an den Fesseln der Pferde, 9. Tierkadaver, 10. Kassenkorn, 11. Burzwaffe, 13. Wind, 14. Gleichwort für ungelocht, 16. Strom in Frankreich, 17. Schmelzüberzug, 18. griechische Insel, 21. Sternbild, 24. Teil des Bogens, 25. deutscher Badeort, 27. Geier, 28. Fluß in Oberitalien, 29. alkoholisches Getränk, 30. Walbgott, 31. Kampfplatz, 32. großer Mann.

Senkrecht: 1. elektrische Leitung, 2. Nebenfluß der Donau, 3. Tonstufe, 4. Teil des Mundes, 5. weißblühendes Pflänzchen, 6. Auerock, 7. Haustier, 8. himmlisches Wesen, 11. englische Aneide, 12. europäische Hauptstadt, 13. Reubtier, 15. persischer Dichter, 18. Giftschlange, 19. Naturerscheinung, 20. Teil des Mittelständischen Meeres, 21. inneres Organ, 22. krautartiger Vogel, 23. Fluß in den Alpen, 26. Fluß in der Steiermark, 28. Tanzschritt.

Bilder-Rätsel.



Verwandlungs-Aufgabe.

Leben, Blid, Thoma, Reile, Witte, Miene, Jubel, Gramm, Karte, Feuer, Laden, Radle, Bluse, Bauer, Münze, Bohle, Eiern, Malts, Erler.

In diesen Wörtern sind die Mittelbuchstaben zu verändern, jedoch neue bekannte Hauptwörter entstehen. Richtig gelöst nennen die neuen Buchstaben, der Reihe nach abgelesen, eine vielversprechende Erfindung eines deutschen Ingenieurs.

Silben-Rätsel.

Aus folgenden 45 Silben:

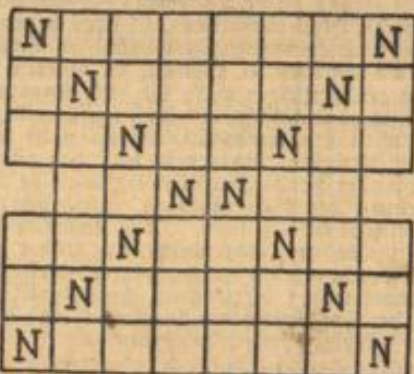
a — a — a — af — bend — ber — burgh — chen — dar — de — der — din — e — eich — fe — heit — ho — hörn — ig — in — ka — ka — land — lan — las — lie — mann — mat — ment — naz — nie — no — rot — sa — se — sonn — sta — ster — te — te — te — turn — wie — win — zenz

Sind 17 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Goethe ergeben.

Bedeutung der Wörter:

1. Englischer Naturforscher, 2. Tier, 3. Planet, 4. Festungsräume, 5. Maler, 6. Stadt in Schottland, 7. Papstname, 8. europäisches Königreich, 9. Wochentag, 10. letzter Wille, 11. Raketier, 12. Titel, 13. Teil von Nordamerika, 14. Herbstblume, 15. Gruppe, 16. deutscher Dichter, 17. männlicher Vorname.

Gärrätsel.



Ordne die Buchstaben: A — A — A — A — D — E — E — E — E — E — E — E — E — G — G — G — G — I — I — L — L — L — N — O — O — O — O — P — R — R — T — T — T — U — W — Z — Z in die leeren Felder, daß sich waagrecht Wörter folgender Bedeutung ergeben:

1. europäisches Land, 2. griechische Göttergestalt, 3. geographische Bezeichnung, 4. Unterführung, 5. mathematischer Ausdruck, 6. Papstname, 7. französischer Herrscher.

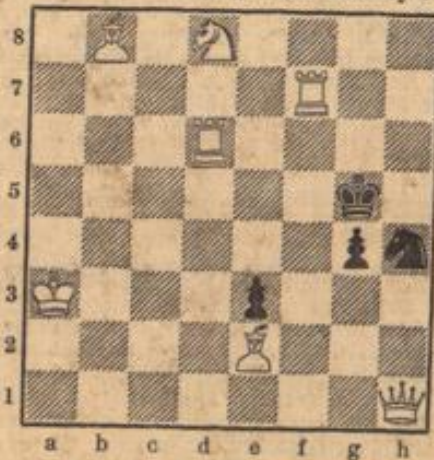
Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Senkrecht: 1. Me, 2. Uri, 3. Admiral, 4. Ger, 5. Bad, 6. Adolat, 10. Kas, 13. Mal, 14. Zip, 16. Rif, 18. Rum. Waagrecht: 3. Algebra, 7. Idee, 8. Kiba, 9. Rab, 11. in, 12. Po, 13. Ah, 15. Tenor, 17. Iran, 19. Eliput. — Rätselhafte Inschrift: Die Zummheit drängt sich vor, um gesehen zu werden. — Alles vergänglich: Dauervollen. — Silben-Rätsel: 1. Jericho, 2. Echo, 3. Djungarei, 4. Elisabeth, 5. Rotkäppchen, 6. Bebelind, 7. Egge, 8. Imperator, 9. Siemens, 10. Salgach, 11. Abbau, 12. Racheb, 13. Billard, 14. Erzberger, 15. Schandau, 16. Traube, 17. Eijad, 18. Reuskab. Jeder weiß am besten, wo ihn der Schuh drückt. — Ergänzung-Rätsel: 1. Agentur, 2. Pranger, 3. Spargel, 4. Treiber, 5. Nordpol.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 70. T. Taverner.

Ehrend erwähnt „Bristol Mercury“.

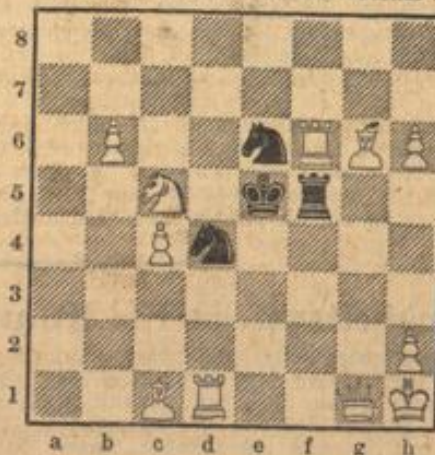


Weiß: Ka3, Dh1, Td6, f7, Lb8, e2, Sd8. Schwarz: Kg5, Sh4, Be3, g4.

Matt in 2 Zügen.

Nr. 71. J. Möller.

1. Preis „Illustreret Familie-Journal“.



Weiß: Kh1, Dgl, Td1, f6, Lcl, g6, Sc5, Bb6, c4, h2 h6. Schwarz: Ke5, Tf5, Sd4, e6.

Matt in 2 Zügen.

Lösungen: Nr. 66 1. Tc4, Nr. 67 1. Df6. Angegeben von Paul Buerke, Felix Bott und Hans Bernhöft.

Ein Nachmittag im Café. Dringen wir nach Hinten vor, dort sitzen die Schachspieler. Da fällt vor allen Dingen ein Paar auf, welches würdig ist, unsere nähere Betrachtung für sich in Anspruch zu nehmen. Der eine ist ein junger bebrillter Mann mit schwarzem Haar und leichtem Schnurrbart, seine Physiognomie hat, abgesehen von einigen nichts weniger als geistreichen Zügen, Außergewöhnliches nichts an sich. Wenn er einen Zug macht, blickt er die Umstehenden ernst an und lästelt einige unverständliche Worte vor sich her. Sein Partner ist ein älterer Herr, er zieht sehr rasch und glaubt wirklich einer der besten Spieler zu sein. Sein Gesicht bleibt beim Spiele sehr ernst, höchstens wenn ihm sein Gegner eine Falle stellt, die nicht so tief angelegt ist, daß er sie nicht durchschaut, dann bewegen sich seine Nasenflügel und sein Mund verzieht sich in Form eines satyrischen Lächelns und er macht mit der Hand eine Bewegung, die da ausdrücken soll: das verstehe ich. Macht sein Gegner nicht sofort einen Gegenzug, so gibt er seine Unruhe teils durch Stöhnen, Schütteln mit dem Kopf, der nach und nach hochrot wird, zu erkennen; dabei reibt er mit beiden Händen seine oberen Kniechen mit einer Virtuosität, die einer besseren Sache würdig wäre. Wenn er gerade nicht beschäftigt ist, so wird er Zuschauer, d. h. Mitsprecher, resp. Mitspieler einer Partie; er scheint die Bedeutung dieser drei für das Café-Schach so wichtigen Wesen nicht von einander unterscheiden zu können. Es ist ihm nämlich unmöglich einen Augenblick ruhig zu sein, immer schüttelt er den Kopf, wenn der Spieler einen Zug gemacht hat. Besinnt der eine sich etwas lange, so gröhlt er ihm ins Ohr: „Warum ziehen Sie denn nicht den König auf das weiße Feld?“ Ja manchmal nimmt er die Figur, welche ein Spieler ziehen will, demselben aus der Hand und stellt sie auf das Feld, welches er für gut hält. Hierdurch entstehen manchmal Hände-Ringkämpfe, indem der betreffende Spieler die Figur nicht gleich gutwillig ausliefern will.

Partie Nr. 37. Gespielt in Swinemünde 1932.

Der Gambitspieler Stoltz gewann bekanntlich auf dem diesjährigen Turnier zu Swinemünde ein Kieseritzky-Gambit gegen Sämisch. In einem Springergambit verteidigte sich Rellstab mit 3. ... Sf6. Er hätte das bessere Spiel erlangen können, aber er tauschte an der unrichtigen Stelle ab. Die Partie nahm folgenden Verlauf: 1. e4 — g5, 2. f4 — e × f4, 3. Sf3 — Sf6, 4. Sc3 — d5, 5. e × d5 — S × d5, 6. S × d5 — D × d5, 7. d4 — Sc6, 8. L × f4 — Lg4, 9. L × c7 — L × f3? Schwarz ist bemüht möglichst viel abzutauschen, in Rücksicht darauf, daß er einen Bauern, d4, erobert. Aber Weiß erhält ein freies Spiel für seine Türme und seine Läufer. Mit Kd7 nebst Te8 hätte Schwarz dem Gegner einige Schwierigkeiten bereiten können. 10. D × f3 — D × f3, 11. g × f3 — Te8, 12. Lf4 — S × d4, 13. 0-0-0! — Lc5, 14. Le5 — Sc6, 15. Lb5+ — Kf8, 16. Ld7 — Ta8, 17. L × e6 — Te8, 18. Td5 — Le3+, 19. Kbl — f × e6, 20. Td7 — Tg8?, 21. Ld6+, aufgegeben. Brinkmann nahm das ihm von Stoltz gebotene Königsgambit nicht an, sondern lehnte es mit dem Falkbeer-Gambit 2. ... d7 — d5 ab und unterlag aber gleichfalls. Er wählte den ungewöhnlichen Zug 3. ... c7 — c6, der von Nimzowitsch herrühren soll. Kurt Richter machte gegen Stoltz in einem gut gespielten Falkbeer-Gambit unentschieden.

Lüftigen Ltn.



Auflärung.

„Sie stehen jetzt schon eine halbe Stunde am Apparat, haben den Hörer in der Hand und sagen kein Wort. Lassen Sie doch andere Leute ran.“

„Was wollen Sie denn, ich spreche mit meiner Frau.“

Der überlistete Gatte.

Frau W. erscheint vor ihrem Gatten in einem geblümten Sommerkleid. Sie schreitet vor ihm wie ein Mannequin auf und ab und sagt: „Sie mal, Männe, ich habe mir eben eine Auswahlendung aus dem Modenhaus kommen lassen. Wie findest du denn dieses Kleid?“

Herr W., der Ausgaben scheut, sagt prompt: „Ich finde das Kleid einfach scheußlich, unmöglich. Du siehst ja darin aus wie eine Vogelscheuche!“

Darauf erwidert Frau W. lächelnd: „Siehst du, das habe ich mir gleich gedacht. Das ist nämlich mein altes Kleid vom vorigen Jahr, das ich mir eigentlich ändern lassen wollte. Aber jetzt sagst du ja selbst, daß ich darin nicht mehr gehen kann!“



Widerspruch.

„Herr — das kostet Sie ein Vermögen, das ist ungerbrechliches Glas.“

Herzörs.

„Warum haben Sie denn immer Watte in den Ohren, Herr Professor?“

„Das will ich Ihnen anvertrauen! Ich habe nämlich die Gewohnheit, immer mit den Fingern auf dem Tisch zu trommeln, und das kann ich nicht mit anhören!“ (Humorist.)

Ausschneideri.

„Schwaneberg sagt, daß sein Motorboot das Beste auf der ganzen Erde sei!“

„Das kann schon sein — aber im Wasser taugt es nicht viel!“ (Bart Dem.)

Alles verkehrt.

„Was ist eigentlich das Merkwürdigste am Menschen?“

„Keine Ahnung!“

„Die Nase natürlich! Die Wurzel ist oben, die Flügel sitzen unten und den Rücken hat sie vorn!“ (Herold.)

Flygiene und Fleilkunde.

Die Krebssterblichkeit nimmt nicht zu!

Die neueste Geißel der Menschheit, der Krebs, ist heute die furchtbarste Krankheit, die uns besonders deshalb so großen Schrecken einjagt, weil der Anchein erweckt ist, als ob dieses entsetzliche Leiden sich immer mehr ausbreitet. Dieser Behauptung tritt aber durch eine kritische Analyse der Statistik Dr. Karl Freudenberg in einem Aufsatz „Die wirklichen Zahlen der Krebssterblichkeit“ in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ entgegen. Wenn wir hören, daß in den Jahren um 1900 von je 100 Todesfällen im Deutschen Reich etwa drei auf solche entfielen, bei denen „Karzinom“ als Todesursache bezeichnet wurde, während 1929 9 Prozent aller Todesfälle darauf zurückgeführt wurden, so muß uns das als eine starke Erhöhung erscheinen. Aber Freudenberg hebt hervor, daß man solche Zahlen nur richtig bewerten kann, wenn man sie mit den entsprechenden Zahlen der Lebenden in Beziehung setzt. Danach wäre die Steigerung von 6 bis 7 Karzinom-Todesfällen auf 10 000 Einwohner auf 11,7 zu berechnen. Auch das ist noch eine recht beträchtliche Zunahme. Doch muß weiter die Verschiebung des Altersaufbaus berücksichtigt werden. Daß Greise in größerer Gefahr sind, innerhalb eines bestimmten Zeitraums an Krebs zu sterben als junge Menschen, ist ja klar. Wenn also der Anteil der Greise in der Gesamtbevölkerung zunimmt wie dies in den letzten Jahrzehnten bei uns der Fall war, so muß die Krebssterblichkeit ansteigen. Wenn 100 Prozent aller Menschen an dieser Krankheit sterben, so wäre dies sogar — so paradox es klingt — ein ungeheurer Sieg der Hygiene denn das würde bedeuten, daß alle Krankheiten, die die jüngeren Alter bedrohen, als Todesursache ausgeschaltet wären. Je mehr Greise es gibt, desto größer muß die Ziffer werden, da denn eben immer mehr Menschen dieser Alterskrankheit verfallen. Die Ziffern der Krebssterblichkeit weisen in den verschiedenen Ländern große Verschiedenheiten auf. So betrug die Sterblichkeit an Krebs in den letzten Jahren auf 10 000 Einwohner in den germanischen Ländern Europas etwa 12 bis 15, in den romanischen etwa 6 bis 9, in Litauen 3,1 und in Griechenland 2,8. Auch innerhalb Deutschlands weisen die Zahlen Unterschiede auf. So hat man für den Regierungsbezirk Trier eine Ziffer von 7,2 auf 10 000, für Berlin dagegen eine solche von 12,3 errechnet. Beschränkt man sich auf die für die Krebssterblichkeit aus-

schlaggebenden Altersklassen, also auf die von über 60 Jahren allein, so ergaben in Preußen 1928 von 10 000 Angehörigen dieser Klasse 65 dem Krebs, wobei sich für die einzelnen Regierungsbezirke wieder sehr verschiedene Zahlen ergaben, für Düsseldorf und Köln 80, für Berlin 79, dagegen für Trier 49, Allenstein 47, Oppeln 45 und Aachen 43. Wertwürdig ist es, daß in den Bezirken mit geringer Krebssterblichkeit die Gesamtsterblichkeit der alten Leute nicht etwa kleiner ist als anderwärts, sondern durchschnittlich sogar größer. Dabei fällt besonders die enge Verbundenheit auf, die zwischen der Sterblichkeit an Krebs einerseits und an Altersschwäche andererseits besteht. Bei höheren Ziffern der Krebssterblichkeit finden sich fast immer niedrigere an Altersschwäche und umgekehrt. Man darf daraus schließen, daß sich hinter der Verlegenheitsdiagnose „Altersschwäche“ in einem hohen Prozentsatz Todesfälle verbergen, die in Wirklichkeit auf Krebs zurückzuführen sind. Dem entspricht auch die Tatsache, daß in den Gebieten, in denen die Bevölkerung am besten mit Ärzten versorgt ist, die Krebs-Todesfälle am häufigsten sind. Die Todesursache wird eben von Sachverständigen genauer bestimmt als von Laien, die das wahre Leiden nicht erkennen. Auf die gleiche Ursache ist es zurückzuführen, daß die Krebssterblichkeit der ärmeren Bevölkerung niedriger erscheint; sie ist dies nicht in Wirklichkeit, sondern erscheint nur so, weil ärztliche Hilfe seltener in Anspruch genommen wird und die Diagnose daher eher der statistischen Erfassung entgeht. Auf Grund dieser Tatsachen, die das wahre Bild der Krebssterblichkeit verschleiern, ist schon behauptet worden, daß die wirkliche Krebssterblichkeit in letztem, aber sicherem Sinne begriffen sei, was auf die besseren Heilungsmöglichkeiten zurückzuführen wäre. Ob diese Annahme zutreffend ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Mag auch ein Sinken der wirklichen Krebssterblichkeit nicht vorliegen, so schließt der Verfasser, „es steht fest, daß nämlich von einer Zunahme der Krebssterblichkeit, soweit sie nicht durch die Verschiebung des Altersaufbaus notwendigerweise bestimmt ist, keine Rede sein kann. Diese Zunahme wird vielmehr nur durch das vorgetäuschte, daß früher ein großer Teil der Fälle nicht erkannt wurde, während dieser Anteil infolge der zunehmenden Versorgung der Bevölkerung mit Ärzten und der Fortschritte der Diagnostik in den letzten Jahrzehnten ständig geringer geworden ist.“

Gesundheitspflege im August.

Im August drohen unserer Gesundheit allerlei Gefahren, die mit der sommerlichen Hitze in direktem oder indirektem Zusammenhang stehen. Da sind zunächst Hitzschlag und Sonnenstich. Beiden liegt eine Überwärmung des Körpers zugrunde, die teils durch unvernünftig langen Aufenthalt in der Sonne, teils durch ungewöhnliches Verhalten, besonders auch hinsichtlich der Kleidung, verursacht wird. Beim Sonnenstich ist es die unmittelbare Einwirkung der ultravioletten Sonnenstrahlen auf das menschliche Gesicht, das, wenn es nicht durch eine vernünftige Kopfbedeckung geschützt wird, Reizerscheinungen zeigt, die sich in Juckreiz vor den Augen, Benommenheit, Kopfschmerz und schließlich ohnmächtigen Zusammenstürzen kundgeben.

Der Hitzschlag, der besonders an Tagen großer Schwüle, bei feuchtwarmer „Treibhausluft“ auftritt, ist in einem Verlegen der natürlichen Abkühlvorrichtung unseres Körpers begründet. Es kann nämlich dabei der Schweiß nicht verdunsten, und so steigt unsere Körpertemperatur mehr und mehr, bis es schließlich, ähnlich wie beim Sonnenstich, zu Kopf- und Halschmerzen, Verwirrungszuständen, zu Störungen des Sprachvermögens und Bewußtlosigkeit kommt. Fehlt rechtzeitige Hilfe, so ist nicht selten der Tod die unausweichliche Folge. Wer helfen kann, der bringe einen solchen Kranken rasch in den Schatten oder einen kühlen Raum, öffne ihm alle bedeckenden Kleidungsstücke, bürste ihn mit kaltem Wasser und sorge baldmöglichst für ärztliche Hilfe. Bevor das Bewußtsein völlig wiedergekehrt ist, hüte man sich, dem Kranken Wasser, Kaffee oder sonst eine Flüssigkeit einzufüllen. Wichtig ist es, zu wissen, daß man einen Hitzschlag auch in geschlossenen Räumen, die schlecht gelüftet sind, bekommen kann.

Vorsicht ist ferner vonnöten, wenn man sich in den heißen Augusttagen durch Baden und Schwimmen ein wenig Kühlung und Erfrischung verschaffen will. Vor allem darf nie an verbotenen Stellen gebadet werden, die durch Strudel oder Tiefen aus dem gefährlichen Schwimmen gefährlich werden können. Niemals gehe man mit vollem Magen ins Wasser, und stets fühle man sich vor dem Bad genügend ab. Auch ein zu langes Verweilen im Wasser ist schädlich. Sobald Frösteln oder Zitteren auftritt, muß man sofort das Bad verlassen. Im allgemeinen soll die Badezeit, allmählich ansteigend, nicht mehr als 1/2 bis 1 Stunde betragen. Kranke, insbesondere Herz- oder Lungenkranke, sollten nur dann im Freien baden oder schwimmen, wenn ihnen der Arzt dies ausdrücklich gestattet hat. Wer durch ein Ohrenleiden etwa ein Loch im Trommelfell zurückbehalten hat, der ist durch die Möglichkeit des Eindringens von Wasser ins Ohr schwer gefährdet. Solche Menschen sollten stets, wenn sie ins Wasser gehen, einen Schutz tragen, der in Gestalt von fetthaltiger Watte oder einem kleinen Kugelchen aus Wachs das Loch im inneren Ohr wasserdicht zu schließen vermag.

Schließlich noch ein Wort von der Vergiftung durch Biß, die ja im August gern auf Wanderungen geht und als leeres Gerüst verzehrt zu werden pflegt. Biß sollte nur der sammeln, der sie wirklich ganz genau kennt, denn alle die vielen Mittel, wie das Einatmen eines silbernen Pöfchels in das Bißgeruch, das Mitessen von Zwiebeln usw., haben sich als durchaus unzuverlässig erwiesen. Wenig bekannt ist, daß auch die frische, nicht die getrocknete, Mordel und die Speisemordel giftig sind. Beide müssen, wenn sie gegessen werden sollen, mit reichlich Wasser mindestens zwei Minuten lang gelocht und das Kochwasser unbedingt weggeschüttet werden. Wo nach Genuß von Pilzen irgend welche Krankheitserscheinungen, wie Übelkeit, Erbrechen, Durchfälle oder dergleichen auftreten, da ist unverzüglich ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Dr. C. K.

Diathermie und Bauchspeicheldrüse.

Ein neues Verfahren zur Heilung der Zuckerkrankheit.

Von H. Frank-Obermüller.

Die übliche Bekämpfung der Zuckerkrankheit durch Insulininjektionen hat im allgemeinen wohl gute Erfolge gezeigt, reicht aber, wie das kürzlich Absterben des früheren österreichischen Bundeskanzlers Dr. Seipel erst wieder gezeigt hat, nicht immer aus. Das Leiden beruht bekanntlich

auf einer geminderten Tätigkeit des Inselorgans der Bauchspeicheldrüse, das sein zur Zuckerverbrennung im Körper nötiges Hormon, das Insulin, nicht mehr in der erforderlichen Menge absondert. Man hat sich bislang dadurch, daß man aus einer anderen Bauchspeicheldrüse gewonnenes Insulin dem Kranken einspritzte.

Man hat daher schon des längeren nach einer besseren Heilweise gesucht. Die vollkommenste wäre natürlich eine Beeinflussung der Bauchspeicheldrüse in dem Sinne, daß sie von sich aus wieder den Körper mit dem für den Zuckersstoffwechsel nötigen Insulin versorgt. Es scheint, als ob man diesem Ziel, wenn nicht völlig, so doch in sehr hohem Grade nahe gekommen ist.

In der Medizinischen Klinik der Universität Budapest wurde kürzlich die auffallende Beobachtung gemacht, daß Kranke, die man zwecks Durchwärmung des Unterleibes mit Diathermieförmigen behandelt hatte, über einen nie gefannten Heißhunger klagten. Ein ähnliches Gefühl tritt aber bekanntlich auch bei Zuckerkranken nach Einspritzung von Insulin auf. Da eine solche hier nicht erfolgt war, erschien die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Körper auf anderem Wege eine erhöhte Insulinzufuhr erhalten hatte; diese konnte nur aus dem Inselorgan selbst stammen.

Man stellte nun Untersuchungen an dieser Richtung an, und der Assistent Dr. Rauch der genannten Klinik vermochte kürzlich in der Tat nachzuweisen, daß eine diathermische Bestrahlung der Bauchspeicheldrüse auf den Blutdruck die gleiche Wirkung ausübt wie eine Insulininjektion. Die darauffolgende Zuckerkurven vorangegangenen Versuche haben bereits erfreuliche und vielversprechende Erfolge gezeigt. Fast in allen Fällen trat eine wesentliche Besserung der Krankheit ein. Ob eine dauernde Heilung erzielt werden kann, läßt sich wegen der Kürze der seit der ersten Anwendung des neuen Verfahrens verstrichenen Zeit noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Bei schwereren Fällen, in denen die

Bauchspeicheldrüse schon zu sehr erschöpft ist, um durch die Diathermie noch wieder genügend belebt werden zu können, besteht wohl geringe Hoffnung. Anders dagegen verhält es sich mit den leichten und mittelschweren Erkrankungen, bei denen die noch nicht zu stark erschöpfte Inseldrüse zur Wiederaufnahme ihrer Insulinproduktion auch auf die Dauer veranlaßt werden kann. In derartigen Fällen liegt eine Dauerheilung durchaus im Bereich der Möglichkeit, um nicht zu sagen Wahrscheinlichkeit.

Die Zahn-Fistel.

Zu den Krankheitserscheinungen, die von den davon Betroffenen nicht besonders tragisch genommen werden, gehört auch die Zahn-Fistel. Verbindet sich doch sogar in vielen Fällen ihr erstes Erscheinen mit der angenehmen Erinnerung, daß dann die vorher oft sehr starken Zahnschmerzen aufhören. Mit fast rührender Geduld werden solche Fisten oft jahrelang ertragen. Bei jeder Ertastung „füllt“ sich die Fistel und der sich besonders beim Kauen entleerende Eiter wird ohne Widerwillen brav hinuntergeschluckt. Man läßt völlig unbeachtet, daß eine Fistel nur ein Entleerungsorgan ist, durch den der Eiter abfließt, der in einem Krankheitsherd im Innern des Kiefers gebildet wird. Eine Fistel ist demnach nur ein äußeres Kennzeichen einer bestehenden Knochenveränderung.

Aber während die Feststellung einer Knochenveränderung an irgend einem anderen Teil des Körpers bei dem Patienten die größten gesundheitlichen Bedenken auslöst, macht man, man kann fast sagen, aus Tradition, mit einer Kieferveränderung eine Ausnahme. Es gibt aber keinen Eiterherd im Körper, der nicht ernste Nachteile für die Allgemeingesundheit zur Folge hat.

Ein Eiterherd im Körper und damit auch ein solcher im Kiefer, ist kein isoliertes Gebilde, sondern steht durch den Blutkreislauf mit dem Körper in Verbindung. Was ist die Folge? Durch den Blut- und Lymphstrom werden Bakterien und deren giftige Stoffwechselprodukte in andere Teile des Körpers verschleppt. Jedoch nicht alle Eiterherde in den Kiefern sind durch eine Fistel von außen zu erkennen. An den Wurzelspitzen zerstörter oder behandelter und wieder infizierter Zähne sitzend, entleeren auch diese chronischen Eiterherde oft jahrelang ihre Sekrete und damit ihre Bakterien in die Blutbahn, ohne daß der Patient durch irgendwelche direkten Beschwerden auf sie aufmerksam wird. Eine zur Kontrolle hergestellte Röntgenaufnahme der Kiefer ergibt oft manchen unheimlichen Überraschung. Daß durch die im Körper verbreiteten Infektionsstoffe die Gesundheit anderer Organe sehr gefährdet ist, ist eigentlich selbstverständlich. Die den Laien bekannteste Erscheinung einer solchen, heute „Herz-Infektion“ genannten Verschleppungsart, ist die Versteifung der Kniegelenke bei chronischer Gonorrhoe.

Die klinische Erfahrung der letzten Jahre hat nun gelehrt, daß die Eiterherde im Kiefer durch die Beseitigung ihres Vorkommens an dem Entstehen von Verdinfektionen besonders stark beteiligt sind. Die zahnärztliche Fachpresse berichtet von zahlreichen Fällen, in denen es gelang, zum Teil durch lange Jahre bestehende Erkrankungen der verschiedenen Organe durch die Beseitigung vorhandener Eiterherde im Kiefer schlussartig auszubeilen. An erster Stelle der sehr häufig durch Kieferveränderungen entstehenden Erkrankungen stehen Muskel- und Gelenkreumatismus, dann folgen Nerven- (Kopfschmerzen, Schiagen), Nieren-, Herz-, Magen-, Darm-, Augen-, Gallenblasen-Erkrankungen usw.

Die obigen Ausführungen ergeben, daß ernstlich mit der bisherigen irigen Auffassung gebrochen werden muß. Man muß sich endlich bewußt werden, daß eine Vernachlässigung dieses Teiles des Körpers gleichbedeutend ist mit einer Ablehnung der einfachsten Gesetze der Gesundheitspflege.

Die Wissenschaft der Zahnheilkunde und das Spezialgebiet der inneren Medizin sind durch die Erkenntnis der Bedeutung der Herz-Infektionen in der Therapie dieser Erkrankungen auf das engste verbunden. Aber vorbeugend mitwirken muß auch der Laie, indem er eine Erkrankung seiner Zähne und Kiefer nicht mehr als nebensächlich oder höchstens als einen Schönheitsfehler ansieht, sondern als das auffaßt, was sie in Wirklichkeit ist: eine ernste Gefahr für seine Gesundheit.

Ist Schwimmen für Frauen schädlich?

Von Medizinalrat Prof. Dr. Johannes Müller (Berlin).

Die Frauen bedürfen ebenso wie der Mann eines Gegengewichts gegen das die Konstitution schwächende Zivilisationsleben. Alle Gesichtspunkte der Gesundheitspflege kommen dafür in Betracht, namentlich die selbstgeübte Gesundheitspflege durch vernünftige Körperbetätigung. Diese Betätigung der Frau muß sich dabei auf der körperlichen und seelischen Eigenart der Frau aufbauen.

Das Schwimmen, vor allem im Freien — Hallenbäder sind nur notwendiger Ersatz — ist eine der gesündesten Leibesübungen. Und zwar ist die Frau ganz besonders dafür geeignet. Der größere Fettanlag der Frau verringert ihr spezifisches Gewicht gegenüber dem Manne und erspart daher Muskelkraft, die für die Fortbewegung im Wasser frei wird. Das ist um so wichtiger, als der Frau geringere Muskelkräfte zur Verfügung stehen. Das vermehrte Fettpolster unter der Haut verringert ferner als schlechter Wärmeleiter den Wärmeverlust der Frau im Wasser, was schwächlichen Frauen gleichfalls Kräfte spart, gesunden Frauen aber den Kältereiz des Wassers länger als sonst schadlos zuzugute kommen läßt. Dieser Kältereiz regt den Stoffwechsel und damit die gesamte Lebensenergie an. Er regt weiter einen starken Einatmungsreiz, was bei Gewöhnung an einwandfreie Ausatmung eine Vergrößerung des Luftwechsels in den Lungen, also die Aufnahme eines Sauerstoffüberschusses und reichliche Abgabe der Kohlenäure bedeutet. Diese Lebensreize werden durch die gesunde Schwimmbewegung noch verstärkt.

Das Schwimmen entlastet durch die fast waagrechte Lage die Wirbelsäule und ist daher eine ausgezeichnete Haltungsübung, um so mehr, als die gesamten Rumpfmuskeln in verschiedener Weise betätigt und gekräftigt werden. Ferner werden die Unterleibsorgane durch die Schwimmhaltung vom Druck der topfartigen gelegenen Baucheingeweide und damit vor Sentungen geschützt. Es kann hier nicht im einzelnen über alle Schwimmstile gesprochen werden. Jedenfalls sollte jeder Schwimmer und jede Schwimmerin mindestens einen Stil für Brustschwimmen und einen Stil für Rückenschwim-

men wegen des notwendigen Ausruhens durch Treiben auf dem Wasser beherrschen. Im übrigen hat sowohl der gewöhnliche alte Bruststil als auch das Kraulen seine Vorteile für Frauen. Der Bruststil führt nach erfolgter Wasser- gewöhnung ganz von selbst zu tiefer Einatmung und zu der ebenso wichtigen tiefen Ausatmung, nachdem glücklicherweise das „Atmen an der oberen Grenze der Lungenfüllung“, also mit absichtlicher geringer Ausatmung, keinen Eingang bei den Schwimmern finden konnte. Die Tiefatmung wird auf das glückliche von der rhythmischen Bewegung und Streckung der Wirbelsäule beim Bruststil unterstützt. Nur ist dabei die Atmung völlig an das Ausmaß der Schwimmbewegung gebunden.

Dies ist beim Kraulen nicht der Fall, so daß die Atmung entsprechend dem natürlichen Atemrhythmus jedes Einzelnen erfolgen kann; außer allerdings bei Wettkämpfen, wo immer nur in dem kurzen Augenblick eingeatmet werden kann, wenn Nase und Mund über Wasser kommen, während das Ausatmen in das Wasser hinein erfolgt. Das hat aber nichts mit dem Kraulstil an sich zu tun. Das Kraulen hat außerdem den Vorteil, daß die Wirbelsäule nicht nur gedehnt und gestreckt, sondern auch um ihre Längsachse gedreht wird, besonders wenn bei gutem Können das Wälzen von einer Seite zur anderen fortfällt. Denn dann liegt die Rücken- gegen verhältnismäßig ruhig, während die Schultergegend abwechselnd rechts und links gehoben wird, was nur durch Drehen um die Längsachse der Wirbelsäule erfolgen kann. Kein gesundheitlich ziehe ich das Kraulen mit gewöhnlichem Beintrieb nach der Seite dem Kraulen mit Beintrieb vor, da es dann gleichzeitig ein stärkeres Ziehen der Wirbelsäule erfordert.

Aber die Bedenken gegen Strecktauchen, zu häufiger Wasserprünge, zu langes Dauerhinausdrängen und Schwimmreflexe für die große Mehrzahl der Schwimmerinnen kann heute nicht mehr gesprochen werden. Das Schwimmen selbst und auch das Kraulen ist für Frauen gesundheitlich vorteilhaft.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 235.

Sonntag, 28. August

1932.

Die Schönste im Land

Roman von Heinz Lorenz Lambrecht.

(18. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

Flips Gesicht strahlte vor Erkenntnis. „Auch mal dort in den Spiegel, alter Schlemihl!“ Er drehte Globias an der Schulter herum.

Globias sah das verräterische Spiegelbild, und das Blut stieg ihm ins Gesicht. Flip drängte ohne weiteres an ihm vorbei und stand schon in dem mit altmodischer Behaglichkeit eingerichteten Zimmer vor Hanna Hederich. Globias folgte mit unglücklichem Gesicht. Er hätte Flip erwürgen können.

Aber Flip brachte beide mit spielerischer Anmut über die schreckliche Verlegenheit hinweg: „Kinder, was seid ihr tüchtig! Sogar am helllichten Sonntag arbeitet ihr zusammen für das Blühen und Gedeihen unseres allseits verehrten Herrn Wohlgemuth.“ Der Name verursachte einen raschen über sein Gesicht gleitenden finsternen Blitz. „... Daneben komme ich mir mit meiner Arbeit wie ein Waisenknabe vor. Krieg' ich noch eine Tasse mit, Fräulein Hederich?“

„Aber natürlich. Gern, Herr Rastor“, stotterte Hanna Hederich froh, sich dem dreiften Jungengesicht für eine Weile entziehen zu können, stürzte sie in die Küche, wodurch sie bewies, daß sie mit den Privaträumen ihres Chefs schon so vertraut war wie mit seinen geschäftlichen.

„Wo sind denn deine Gähren?“ Flip wollte Globias' Gedanken weiter von der peinlichen Angelegenheit entfernen.

Globias hatte sich indes schon wieder beruhigt. „Auf dem Buddelsplatz“, antwortete er flüchtig. Und dann trat er in imponierender Haltung dicht vor Flip. „Flip“, sagte er ernst und mit einer vor Würde bebenden Stimme, „ich möchte nicht, daß du Hanna Hederich falsch einschätzt. Ich hätte es dir ohnehin in den nächsten Tagen gesagt: wir, Hanna Hederich und ich, wir werden heiraten.“

„Globus! ...“ rief Flip überrascht, indem er seine beiden Arme um den Freund warf. „Alter, famoser, dicker Globus!“

Globias legte den Zeigefinger leicht auf den Mund. „Wach! — Ja, wir wollen heiraten. Sie ist ein tüchtiger und netter Kerl. Ja ... vielleicht ist sie keine preisgekrönte Schönheit, und sie ist auch kein junges und dummes Gänschen mehr, aber — meine Kinder hängen an ihr, und sie wäre so gut für den Haushalt. Aus dem Betrieb nehme ich sie dann natürlich heraus. Es geht mir ja jetzt finanziell dank — dank deiner Mithilfe ausgezeichnet, und ich kann endlich dieses Loch aufgeben und mir eine menschenwürdige Wohnung leisten.“

Hanna Hederich kam zurück mit einem Kaffeegebäck. Sie sah scheu von einem zum andern, sie ahnte, daß man über sie gesprochen hatte. Flip trat auf sie zu. Er sah sie auf einmal in einem ganz anderen Licht. Er nahm ihre Hand und sah ihr herzlich in die goldbraunen Augen, die hinter einem feuchten Schmeltz schimmerten.

„Globias hat mir eben erzählt, Fräulein Hederich ... Ich möchte als erster Ihnen Glück wünschen. Ich freue mich so für Globias und auch für Sie.“ Dann glaubte er, hinzufügen zu müssen: „Und nehmen Sie es mir,

bitte, nicht übel, daß ich ab und zu ein bißchen schnodderig zu Ihnen war.“

Sie lachte frei: „Mein Gott, Flip Rastor kann man überhaupt schon gar nichts übelnehmen.“

Sie setzten sich an den Tisch. Globias fragte nach dem Zweck von Flips überraschendem Einbruch. Flip war es unmöglich, jetzt von dem zu sprechen, weswegen er eigentlich hierher gekommen war. Wie hätte er dieses kaum begründete Glück mit einer Hiobsbotschaft stören können, die wieder Globias ganze Zukunft in Frage stellte! Er holte rasch ein paar glaubwürdige Gründe aus der Luft: er habe sich so furchtbar gelangweilt ... diese öden Sonntagnachmittage gingen ihm immer auf die Nerven ...

Globias schmunzelte: „Gegen das Alleinsein gibt es nur eines, Flip!“ Er legte seinen Arm um Hanna Hederich. „Heiraten!“

Flip lächelte zerstreut.

Globias, der sich wieder recht behaglich und sicher fühlte, wie nach einem bestandenen Examen, stichelte: „Wie ist es denn mit unserer Fälschin? Keine Lust, sie doch noch zu suchen?“

Hanna Hederich unterstützte ihn: „Mir kommt es so vor, als ob Sie in letzter Zeit immer länger die Bilder betrachten, die von der Fuchsjagd bei uns eingehen.“

Da Flip beharrlich schwieg, glaubte Globias heftiger nachdrängen zu müssen: „Also, Flip, wie ist es? Offe Söreland oder Grietje Hogracht — an eine von beiden wirst du zu guter Letzt glauben müssen.“

Flip versuchte es mit einer hochmütigen Maske, hinter der er sein eigentliches Gefühl versteckte. Er sagte: „Ich schlage vor, wir gehen heute Abend in ein nettes kleines Restaurant und feiern dort erst mal eure Verlobung. Ich selbst habe noch etwas Zeit damit. Selbstverständlich müßt ihr meine Gäste sein.“

„Das nenne ich, sich mit Anstand aus der Affäre ziehen“, lachte Globias. „Der Vorschlag wird akzeptiert. Was, Hanna?“

Nichts dagegen einzuwenden!“ nickte Hanna Hederich freimütig. Sie sah wirklich sehr reizvoll in ihrer Verlobungswürde aus.

Am folgenden Morgen erschien Flip in der Redaktion mit dem Entschluß, Globias das drohende Verhängnis mitzuteilen. Er war noch nicht über die Einleitung hinausgekommen, als Globias durch das Haustelephon zu Heinrich Wohlgemuth beordert wurde.

Globias, bereits durch Flips vorausgegangene Anspielungen aus seiner erhabenen Ruhe geschreckt, machte ein verstörtes Gesicht: „Nanu? Was denn? Das ist in letzter Zeit noch nicht vorgekommen. Kannst du dir denken, was er von mir will?“

„Ich vermute, daß es mit dem zusammenhängt, was ich dir eben mitteilen wollte.“ Flip machte eine Pause, dann fuhr er entschlossen fort: „Wohlgemuth will die „Lebensfragen“ an Brandenburg verkaufen. Ich habe es gestern zufällig durch Theo Brandenburg erfahren.“

Globias wurde starr. Er wollte sprechen, aber er brachte keinen Ton heraus.

Flip nickte. „Ja, es ist so. Es bleibt jetzt keine Zeit mehr, uns zu besprechen, wie wir uns ihm gegenüber verhalten sollen. Aber da ich mir für meinen Teil darüber im klaren bin, möchte ich jetzt mit dir zu ihm gehen. Und ich bitte dich, mir die Antwort zu überlassen, die ihm gebührt. Du kannst dich nicht in dieser Weise exponieren wie ich, du hast zu viel Verantwortung. Ich bin frei und unabhängig, und außerdem hat der Bursche vor mir doch einen gelinden Respekt.“

Globias war völlig aus dem Geleise gebracht, sein Gesicht war schlaft geworden, noch immer konnte er nicht sprechen. Flip packte ihn am Arm: „Nur Kopf hoch, alter Junge! Wir werden dem Herrn schon die Wahrheit sagen. Ich freue mich direkt darauf.“

Schulter an Schulter traten sie in Wohlgemuths Büro. Er sah klein, unscheinbar und verschrumpelt hinterm Schreibtisch. Sein zerknittertes, nervöses Gesicht zeigte befremdetes Erstaunen, als er durch die dicken Brillengläser Flip erkannte.

Flip begann sofort mit kühler Stimme: „Ich bin mit Herrn Globias gekommen, weil ich vermute, daß das, was Sie ihm zu sagen haben, auch mich betrifft, und weil ich ohnehin beabsichtige, an diesem Vormittag eine Unterredung mit Ihnen herbeizuführen.“

Jetzt schon zeigte das alte Männchen Unruhe. Flips Ton und Worte enthielten eine Kampfansage. Er rieb die Daumen an den Fingerspitzen hin und her, indes er sein Gesicht in Strenge und Sachlichkeit zwang.

Er wollte sprechen, aber Flip ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Durch einen reinen Zufall habe ich gestern erfahren, daß Sie die „Lebensfragen“ hinter unserem Rücken verkaufen wollen.“ Mit diesem einzigen Satz formulierte er seine ganze Anklage.

Heinrich Wohlgemuth fühlte, wie sich über seinem Kopf ein Gewitter zusammenzog. Er duckte sich schon vor dem ersten herabzudringenden Blick. Aber da Flip schwieg, begann er selbst: „Allerdings, meine Herren, ich habe die Absicht. Aber von „hinter dem Rücken verkaufen“ kann nicht die Rede sein.“ Er gab sich Haltung: „Den Ausdruck muß ich ganz entschieden zurückweisen.“

Flip trat dicht an den Schreibtisch heran: „Ich kann es nicht anders nennen, wenn ich die beinahe fertige Tatsache hintenherum und ganz zufällig von der Gegenseite erfahre.“

Heinrich Wohlgemuth suchte sich gegen Flips überlegene und unwiderlegbare Sachlichkeit aufzubauen. Er stieß hervor: „Schließlich steht mir das alleinige Recht zu, über meine eigene Zeitschrift zu entscheiden, nicht wahr?“

Jetzt brach Flip los: „Nein, es steht Ihnen in diesem Falle nicht zu! In diesem Falle, wo Ihnen eine nahezu eingegangene Zeitschrift mit fremdem Kapital und einer fremden, nicht honorierten Idee aufgebaut wurde, unter Beihilfe von Personen aus unserer Gesellschaft, die kennenzulernen und denen zu danken Sie bisher nicht für nötig befunden haben. In diesem Falle hätte es der geringste Funke von Anstandsgefühl erfordert, daß Sie Herrn Globias und mich bereits beim allerersten Auftauchen Ihrer Absicht unterrichtet hätten.“

Diese scharfe Anklage prasselte vernichtend auf Heinrich Wohlgemuth herab. Wieder versuchte er, sich dagegen zu wehren. Er schoß aus seinem Sessel hoch und fuhr mit seinen dünnen Händen Flip unter die Nase. „Herr, was erlauben Sie sich!“ zeterte er mit überkippender Stimme. „Ich werde gerichtlich gegen Ihre Beleidigungen vorgehen. Sie sind entlassen! Ich verbiete Ihnen das Betreten meiner Geschäftsräume!“ Trotz seiner Empörung kam er nicht über solche Redensarten hinaus, die bei ähnlichen Situationen gang und gebe sind.

Globias wollte beschwörend dazwischentreten. Er legte Flip die Hand auf die Schulter und flüsterte ihm einige flehentliche Worte zu, die aber schon in Flips neuer Abfertigung untergingen.

„Entlassen können Sie mich nicht, da ich nicht angestellt bin bei Ihnen. Ein wahres Glück, daß ich das nicht bin! Ein wahres Glück, daß ich es nicht nötig habe, Ihr

Brot zu essen, Herr, um mich dafür von Ihnen schiltieren zu lassen. Ein wahres Glück, daß ich Ihnen die Meinung so sagen kann, wie sie Ihnen mein lieber Kollege Globias vielleicht sagen möchte, aber nicht sagen darf, weil er durch Verschiedenes gehindert ist.“

Globias wurde bleich vor Schrecken, als Flip das mit so offensichtlicher Genugtuung in das verstörte Gesicht Wohlgemuths knallte.

Etwas gemäßigter fuhr Flip fort: „Ich bin mit Herrn Globias gekommen, um Sie, auch zugleich in seinem Namen, mit unsern Gegenmaßnahmen bekanntzumachen. Wir geben Ihnen bis morgen mittag zwölf Uhr Bedenkzeit. Bestehen Sie dann noch auf Ihrer Absicht, die Zeitschrift zu verkaufen, so tritt folgendes ein: ich lege meine Arbeit, die ehrenamtlich, also unbezahlt ist, nieder. Herr Globias und Fräulein Hederich, auf deren Schultern die gesamte redaktionelle Arbeit liegt, melden sich krank. In der nächsten Nummer der „Lebensfragen“ erscheint eine Notiz, die Ihnen recht unangenehm sein dürfte, und gegen die Sie nichts machen können. Der Wettbewerb wird sofort abgebrochen, das Darlehen, das von Ose Sörelund kommt, aber auf meinem Namen in Ihrem Besitz ist, wird ohne weiteres gekündigt. — Ich denke, das wird genügen, Sie zur Einsicht zu bringen. Auf Wiedersehen.“

Flip nahm bei den letzten Worten schon Globias am Arm, schwenkte mit ihm herum und verließ, Schulter an Schulter mit ihm, wie er gekommen, das Büro.

Globias klappte im Redaktionsaal zusammen. „Flip...!“ stöhnte er auf. „Da hast du uns eine nette Sache eingebrockt.“

Flip reckte sich auf. Die Wut war von ihm abgefallen, er hatte schon wieder sein Jungenlachen: „Uns? Reue, Globus: ihm hab' ich die Suppe eingebrockt. Paß mal auf, wie der jetzt zu Kreuz kriechen wird. Armer Kerl, der Wohlgemuth. Tut mir ja leid. Aber es gibt solche Dickhäuter, denen man so kommen muß. Der Bursche sollte mal 'n Jahr ausspannen und unter vernünftige Menschen gehen, damit er wieder normal wird.“ Er nahm seinen Hut vom Haken an der Tür.

„Du gehst fort?“ fragte Globias fast kläglich.

Flip lachte laut auf: „Ach Gott, mein armes Jungen! Hast du am Ende Angst? — Ja, ich geh jetzt gleich rüber zu den Brandenburgs. Ich will sie auch ein bißchen scharf machen. Theo und vielleicht auch den Doktor. Ich bin gerade im Zug. Servus, Dider! und nur nicht den Kopf hängen lassen!“

Globias sah ihm nach, kopfschüttelnd, aber bewundernd. Er beneidete Flip Rastor um diesen jugendlichen Elan, der auch ihn einmal in der Jugend befeuert hatte. Er seufzte auf: so einer hatte es freilich leicht. Letzten Endes hatte er ja den Riesenbetrieb seiner Tante im Hintergrund. Wer Geld im Hintergrund hat, kann immer getrost was riskieren, dachte Globias.

Theo Brandenburg war verwundert, als er Flips Besuch in der Redaktion des „Lebensweges“ erhielt. Aber er ahnte sofort, um was es sich drehen würde. Er ging mit ihm in ein schalldicht gepolstertes kleines Spechzimmer. Nach fünf Minuten verließen sie es schon wieder, offenbar zufrieden und einträchtig. Schweigend gingen sie nebeneinander durch einen langen Korridor, stiegen in einen Lift und landeten zwei Stockwerke höher. Hier traten sie in das Zimmer, in dem Mütterlein saß.

„Mein alter Herr allein, Mütterlein?“ fragte Theo Brandenburg.

„Jawohl. Wollen Sie ihn sprechen? Guten Tag, Herr Rastor.“

In der nächsten Minute stand Flip vor seinem ehemaligen Chef.

„Sieh mal an, Rastor... Flip Rastor!“ begrüßte ihn Ulrich Brandenburg mit einem offenen Schmunzeln. „Was ist los mit Ihnen? Wollen wir zusammen ein nettes kleines Witzblatt aufmachen?“

„Im Gegenteil, Herr Doktor, es handelt sich diesmal um etwas Ernstes. Um Ihre Absicht, die „Lebensfragen“ zu kaufen.“

(Fortsetzung folgt).

Ferienerlebnisse.

Von D. Feußner.

Alljährlich zu den großen Sommerferien fahre ich mit meiner besseren Hälfte und meinem jetzt zehnjährigen Sprößling in mein Jagdrevier, das ich nun schon seit 20 Jahren in Pacht habe. Hier führen wir während fünf Wochen ein Leben wie „Gott in Frankreich“, schießen dann und wann mal einen Rehbock, ein Kaninchen oder eine Ente für den Mittagstisch und am Schluß der „schönen Tage von Aranjuez“ — so es Dianas Wunsch und Wille — auch einen guten Feisthirsch. Sprich, Jägerherz, was willst du mehr!?

Von „Dunkelmännern“ hatte ich lange nichts gemerkt und war deshalb der Ansicht, von lichtscheuen Gaunern verschont zu sein, was mein jägerliches Behagen noch steigerte. Durch einen Teil des Reviers fließt ein Bach, der an meiner Reviergrenze noch keine 1000 Meter seines jungen Lebens zurückgelegt hat; denn etwas oberhalb dieser Grenze verläßt er seine dunkle Felsenkammer, um der Sonne sein erstes Wiegenlied zu „singen“. Diese Jugend muß aber — es klingt paradox — schon sehr alt sein. Der glasklare Springinsfeld hat sich nämlich bereits gegen drei Meter tief in das feine Gelände eingeseigt, wozu manch Säkulum nötig gewesen sein dürfte. Dadurch wirkt sein noch schmales Bett schluchtartig und etwas unheimlich. Seine Ufer sind mit mancherlei Holzarten bepflanzt, worunter aber die Erle dominiert. Auch im strengsten Winter friert der Bach nie ganz zu, worüber sich die Wildenten besonders freuen.

Da mir das Überspringen des Bachbettes Schwierigkeiten machte, hatte ich an einer bestimmten Stelle ein starkes Brett darübergelegt, das mir als Steg diente. Eines Morgens war dieses Brett verschwunden. Seine Beseitigung erschien mir als Schabernad und entfachte meinen Zorn. Wollte ich nicht einen weiten Umweg machen, mußte ich wohl oder übel den Sprung wagen. Ich suchte mir eine Stelle aus, die deutlich erkennen ließ, daß hier das Bild den Bach überließ, sicherte meine Büchse, legte die eine Hand auf einen hier eingetriebenen Pfahl, um mich abzustützen, und sprang. Merkwürdigerweise kam ich aber nicht hinüber, weil ich von einer unsichtbaren Macht an einem „Hinterlauf“ festgehalten wurde. Dies hatte zur Folge, daß ich mit dem Kopf an dem andern Ufer aufschlug, dann in das schluchtartige Bachbett rutschte und zwischen Himmel und Wasser schwebte: eine höchst unerquidliche Lage. Der Aufschlag war so stark, daß ich — vollmundlich gesprochen — die Engel im Himmel singen hörte. Was war eigentlich mit mir geschehen? Was hielt mich am linken Fuß fest? Meine Bewegungsfreiheit war so beschränkt, daß ich mich nicht allein zu befreien vermochte. Ein Glück, daß das Wasser noch tiefer floss, als meine Körperlänge betrug, sonst hätte ich elendiglich ertrinken müssen. Das Blut krieg mir zu Kopf und machte mich fast rasend vor Wut über meine hilflose Lage. Ich tobte und zerrte mit solcher Kraft mit dem festgehaltenen Bein, daß es mich so schmerzte, als schnitte jemand mit einem Messer daran herum. Hoch konnte ich mit dem Kopf unter keinen Umständen, so sehr ich mich auch abmühte. Ich war eben verfehrt aufgehängt, ohne die Möglichkeit zu besitzen, mich allein zu befreien. Und nach fremder Hilfe zu rufen erschien mir als zwecklos; denn früh um 1/4 Uhr liegen die meisten Menschen noch in den Federn. Man hätte mich ja auch nicht gehört, glich ich doch fast einem lebendig Begrabenen.

Nun, umgekommen bin ich nicht, sonst hätte ich diesen Artikel ja nicht schreiben können. Ich will meinen Kampf mit dem widrigen unsichtbaren Etwas aber nicht weiter schildern, sondern nur kurz berichten, daß ich nach einem neuen Tobsuchtsanfall plötzlich kopfüber ins Wasser plumpste. Mein gefangenes Bein war freigegeben worden. Wie ein Erlöser krabbelte ich das steile Ufer empor und untersuchte den vertrackten Pfahl, der mir beinahe zum Galgen geworden wäre. Der verreckte Bester wird längst vermutet haben, daß ich beim Sprung mit dem Bein in eine Wildschlinge geraten war, die ein Lump an dem Pfahl befestigt hatte. Das Weitere ergibt sich von selbst. Wäre der Draht nicht endlich gerissen, ich wüßte nicht, auf welche Weise ich mich hätte befreien sollen. Unglück im Glück waren hier eng verschwifert. Dieser Birchgang wird mir unvergesslich sein und bleiben.

Nun etwas Lustigeres, allerdings lustig nur für den Zuschauer. Der Akteur, in diesem Fall ein Zukunftsbock, wie er im Buch steht, befand sich durch ein komisches Verhängnis in fast ebenso bedrängter Lage wie ich. Und das kam so: Eines Abends machte ich einen Birchgang durch den Waldteil meiner Jagd und traf auf den erwähnten Bock, dessen erster Anblick gerade zu fabelhaft war. Denn er trug ein Gehörn, das schätzungsweise 28 Zentimeter hoch erschien, dabei mit einer Auslage wie ein Eibüchel. Ganz verblüfft durch diesen Anblick machte meine Büchse höchst verdächtige Bewegungen. Ich zögerte aber ihre Mordlust und Deutegier noch einmal und betrachtete in aller Ruhe dies begehrenswerte Gehörn. Und der ernüchterte Blick konnte nun feststellen, daß diese hohen Stangen nicht viel stärker waren als ein Bleistift. Fürwahr, ein solches Mißverhältnis sah ich nie. Der Bock mußte also noch einige Jahre Zeit zur Höchstentwicklung seines Kopfschmuckes haben. Also Hahn in Ruh! Oder vielmehr: „Sicherungsstängel rechts herum!“ Aber stören wollte ich diesen hoffnungs-

vollen Jüngling nicht. Ich blieb deshalb stehen, um mich noch ein Weilchen an seinem herzerquickenden Anblick zu weiden.

Jetzt entdeckte ich auch zwei Riden, die etwa 100 Meter seitlich von dem Bock herumäßen und häufig begehrlige „Blide“ — es war am 20. Juli, also zu Beginn der Brunn — nach dem schmutzen Freier warfen. Dieser hatte die beiden „Damen“ bald eräugt und begann nun eine Art Brunnstanz aufzuführen. Er plähte zunächst, daß der Boden nur so herumflog. Dann fing er an zu schlagen und zu fegen, daß der „Wald wadelte“. Ins Menschliche übertragen hieß das ungefähr: „Seht mal her, meine verehrten Damen, so ein Kerl bin ich!“ Ganz in seiner Nähe lag ein halbdürre Kiefernknäuel. Er war zwar nicht sehr stark, hatte aber doch die Größe eines Weihnachtsbaumes. Dieser Knäuel fing plötzlich an, den Bock zu ärgern. „Wart, dir werde ich zeigen, was eine Harke ist!“ mochte er denken. Denn er drang plötzlich auf ihn ein und bearbeitete ihn mit solcher Wut und Wucht, daß Äste und Nadeln herumwirbelten. Der Knäuel schien mit dieser Mißhandlung aber ganz und gar nicht einverstanden zu sein, sondern setzte sich zur Wehr, d. h. er verfallte sich mit seinen vielen „Fingern“ an dem gabeligen Gehörn und ließ nicht mehr los. Darüber wurde der Bockjüngling immer wütender und kämpfte wie ein Besessener mit dem leblosen Ding, ein tierischer Don Quixotte! Und das Ende vom Lied? Als der Bock ganz ausgepumpt aufwarf, hatte er den widerhaarigen Kiefernknäuel auf dem Kopf und führte in seiner Erregtheit einen förmlichen Brunnstanz auf. Aber: „Sie konnten voneinander nicht kommen!“

Ich hätte dem Ärmsten nun gerne Hilfe geleistet, fürchtete aber, der Bock könnte durch meine Nähe so erschrecken, daß er seine Befreiungsversuche bis zur Verzweiflung steigern und unter Umständen „Hals und Bein“ brechen würde. Ich begnügte mich deshalb zunächst damit, den interessierten Zuschauer zu spielen. Als der so tragisch Gefangene sich wieder etwas erholt hatte, begann der Tanz von neuem, und zwar in des Wortes wahrster Bedeutung. Der Bock vollführte nämlich einen richtigen Rheinländer, ein Anblick für Götter. — „Beharlichkeit führt zum Ziel!“ Die Wahrheit dieses Sprichworts ist nicht zu leugnen und erfüllte sich auch bei dem Bock. Denn seine verzweifelten Bemühungen brachten ihm endlich den Erfolg: Er wurde die verhängnisvolle „Krone“, die mißlichen Scheulappen wieder los, und sogar schneller, als ich aus meiner Drahtschlinge Erlösung fand. — Als der Knäuel zur Erde gefallen war, stand der Bock einige Sekunden wie erstarrt und „gloste“ die verheerten Äste wütend an. Dann machte er plötzlich lehrte und sagte davon, als wäre der Teufel hinter ihm.

Ein etwas abseits vom Dorf wohnender Bauer klagte mir, daß ihm ein „Kax“ jeden Morgen in der Frühe ein „Hähndel“ weghole. Ich möchte den Haderlump doch abschließen. Ich versprach, mein Möglichstes zu tun, wußte aber, daß höchstens ein besonders günstiger Zufall den Hühnerhabicht — um einen solchen konnte es sich nur handeln — vor die Rohre liefern würde. Eines Morgens, als eben Büchsenlicht eingetreten war, kam ich an dem erwähnten Gehörn vorüber, und der Hühnerhäber fiel mir ein. An einem Alaziengebüsch, das den bauerlichen Garten umsäumt, blieb ich einige Minuten stehen und ließ meine Blide über die Umgebung schweifen. In diesem Augenblick löste sich vom nahen Waldrand ein dunkler Schatten los und feuerte mit raschen Flügel schlägen, sich kaum einen Meter über dem Boden haltend, auf den Gebäudelump zu. Vor dem Gartenzaun hob sich der Vogel, den ich als weiblichen Hühnerhabicht ansprach, in Höhe der Obstbäume, rief dann blühschnell zu Boden, und schon schrie unter seinen Dolchfängen eine Henne zetermordio. Da ich nur eine Augenblische führte, konnte ich nicht eingreifen und spielte deshalb nur den Beobachter. Denn ein Drama dieser Art hatte ich aus solcher Nähe noch nicht gesehen. Der Habicht war nicht imstande, das schwere Huhn einfach zu schlagen und mit ihm abzustreichen, wie er mit schwächeren Vögeln verfährt, sondern mußte es an Ort und Stelle erst kampfunfähig machen.

Es entstand also eine wilde Balgerei, und zwar direkt unter einem Fenster, hinter dem der Bauer vermutlich schlief. Ich hörte nämlich jetzt im Hause ein Geräusch, Türen wurden zugeschlagen, und eine Stimme gelte: „Wirst du mein Hähndel gieh losse, verdammtes Hundesack!“ Und schon erschien der Mann auf der Bildfläche. Bewaffnet war er mit einer langen Bohnenstange, die er drohend schwang. Hätte er sein wildes Brüllen unterlassen, wäre es ihm vielleicht gelungen, den frechen Räuber zu erschlagen, der so in sein Nordwest vertieft war, daß er seine Umgebung nicht beachtete. Der Bauer mit der Stange schlug auslangend in die Weite! Der Habicht schwenkte schnell genug ein wenig sich zur Seite. Die Gefahr, in der er schwebte, erkennend, löste sich jetzt der Raubvogel von seinem Opfer, flog gleich einer Rakete herzergerade zwischen den Bäumen in die Höhe, strich um den Giebel der Scheune herum und setzte seiner Freiheit und Gier dadurch die Krone auf, daß er von den drei Hühnern, die auf einem Stoppelader nach Körnern suchten, wieder eins schlug. Natürlich schrie auch dies gleich gellend um Hilfe! Und in wahren Tigerfäßen stürmte der Bauer mit seiner Stange herbei und jagte schon durch sein wildes „Kriegsgeheul“ dem Unversichtlichen auch diese Deute ab. Mähmutig strich der Habicht nun dem nahen Walde zu. Anderswo wird er sein fälliges Frühstück schon gefunden haben.

Schlaflose Nacht.

Von Georg Mühlen-Schulte.

In einem kleinen Hotel irgendwo in der Gegend von Lübeck. Der Strumpfhändler Max Milchreis hat beim Abendessen die Bekanntschaft des Oberinspektors beim Rechnungshof Herrmann Schneider gemacht, der sich auf einer Urlaubsreise befindet.

Die Herren steigen die Treppe zu ihrem Zimmer empor. Milchreis äußert:

„Ich hätte doch lieber keinen Koffa nehmen sollen, Herr Inspektor.“

„Ober, bitte!“

„Wieso, Ober?“ Wollen Sie was bestellen?“

„Nein, ich meine nur, ich bin Oberinspektor.“

„Ach so! ... hm! ...“

„... Können Sie eigentlich schlafen nach Koffa?“

„Wie eine Ratte.“

„Na, — auch nichts Schönes! ... Ich werde natürlich wieder die halbe Nacht wachliegen.“

„Versuchen Sie es doch mit der Auto-Suggestion.“

„Mit was?“

„Mit Auto-Suggestion. Passen Sie auf, Sie sind doch Strumpfhändler, nicht wahr?“

„Ja.“

„Na also! Sie liegen im Bett und fangen in Gedanken irgendeine ganz absurde Rechnung an. Ungefähr so: „Wenn ich das Paar seidene Damenstrümpfe für siebenundachtzig Pfennig verkaufe, dann bringen mir zwei Paar seidene Damenstrümpfe eine Mark vierundsiebzig; drei Paar seidene Damenstrümpfe bringen mir zwei Mark einundsechzig; vier Paar seidene Damenstrümpfe bringen mir drei Mark achtundvierzig; fünf Paar seidene Damenstrümpfe ... na, und immer so weiter!“

„Sie meinen, das hilft?“

„Das hilft tollficher. Spätestens bei siebenundzwanzig Paar seidene Damenstrümpfen fangen Sie an zu schnarchen.“

Die Herren trennen sich. Das Zimmer des Strumpfhändlers liegt gegenüber von dem Zimmer des Oberinspektors. Der Strumpfhändler entkleidet sich, steigt ins Bett, dreht das Licht aus und fängt an zu rechnen. Es ist elf Uhr.

Kurz nach Mitternacht wird an die Tür des Oberinspektors geklopft. Der Oberinspektor fährt aus dem ersten Schlummer hoch.

„Wer ist da?“

„Ich bin es, — Milchreis! Machen Sie doch mal auf!“

Der Oberinspektor steigt aus dem Bett, öffnet die Tür und läßt den Strumpfhändler herein.

„Ich kann nicht schlafen!“ sagt der Strumpfhändler und fällt in einen Sessel.

„Haben Sie denn nicht den Trick mit der Strumpfrechnung versucht?“

„Ja, natürlich!“

„Und wie weit sind Sie gekommen?“

„Bis sechs Paar.“

„Na, das ist doch garnichts. Sie mußten weiterrechnen. Ich habe Ihnen gesagt, ungefähr bei siebenundzwanzig Paar würden Sie schnarchen!“

„Augenblick mal, Herr Inspektor ...“

„Ober, bitte!“

„Da müssen Sie dreimal klingeln.“

„Unsinn! Ich meine, ich bin Oberinspektor.“

„Ach so! Na schön! Also was das mit den Strümpfen betrifft, — es geht nicht.“

„Wieso nicht?“

„Das will ich Ihnen erklären. Sehen Sie mal, Sie kennen die Branche nicht. Ich habe im Sommer im Vertrauen auf eine Lockerung der Kartellpreise einen Posten Damenstrümpfe, Kunstseide plattiert, für eine Mark fünfzehn das Paar abgestoßen. Was soll ich Ihnen sagen, die nächste Lieferung ab Fabrik, in Farbe und Faden haargrau derselbe Kitt, wird mir mit einsdreißigundzwanzig angesetzt. Ein glattes Verlustgeschäft! Und jetzt kommen Sie mir mit einem Preisvorschlag von siebenundachtzig Pfennig für seidene Ware. Das ist nicht zu machen, Herr ...“

„Aber ich bitte Sie ...“

„Es ist nicht zu machen, verlassen Sie sich drauf! Waschseide, — ja, Waschseide Damenstrümpfe mit Spitzenhochferse und Florsohle, prima Qualität, moderne Farben, kann ich für siebenundachtzig Pfennig abgeben. Wenn Sie mir sagen: Milchreis, bauen Sie Ihre Rechnung auf dieser Basis auf, — bon! Geht in Ordnung! Aber Seide, Herr, Seide ...?“

„Also gut, Herr Milchreis, gehen Sie wieder in Ihr Bett und rechnen Sie nach dem neuen Modus.“

„Sie meinen, ich kann ruhig statt „Seide“, „Waschseide“ sagen?“

„Ja, natürlich.“

„Na, dann gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Der Strumpfhändler verschwindet, und der Oberinspektor kriecht in die Federn. Die Störung wirkt in ihm nach. Er findet keinen Schlaf und liest die Zeitung. Im letzten Drittel des Inseratenteils fallen ihm endlich die Augen zu. Wenige Minuten danach erwacht er von heftigem Klopfen.

„Hallo! Was gibt es?“

„Ich bin es, — Milchreis!“

Der Oberinspektor stürzt mit einem Fluch an die Tür.

„Was wollen Sie denn nun schon wieder, zum Donnerwetter?“

„Gardon, wenn ich störe, ziehe ich mich zurück.“

„Ach was! Setz haben Sie mich mal geweckt, — nun ist mir egal. Sie wünschen?“

„Nur eine ganz kleine Information! Ich bin gleich wieder draußen. Sehen Sie mal, ich habe eben den Preis von einhundertundzwanzig Paar waschseidenen Damenstrümpfen berechnet, Mark genau einhundertundzwölf Mark und achtundvierzig Pfennig. Nun habe ich zufällig einen Posten von einhundertsechszigundzwanzig Paar waschseidenen Damenstrümpfen zu liegen. Ich wollte jetzt fragen, was Sie davon halten, wenn ich einen Strich unter dieses Konto mache und eine ganz neue Rechnung mit prima Herrensocken aus Fil d'écosse für zwei Mark fünfundsechzig das Paar ansetze.“

„Einverstanden!“

„Na, dann ist ja alles in Butter. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Der Strumpfhändler zieht sich in sein Zimmer zurück. Er kriecht in die Falle, löscht das Licht und beginnt die Rechnung mit den Herrensocken. Bis nahe an hundert Paar kommt er, dann übermannt ihn die Müdigkeit, und er schläft ein. Es ist morgens etwas nach vier Uhr.

Da wird heftig an seine Tür geklopft.

Der Strumpfhändler richtet sich verstört auf, steigt aus dem Bett und öffnet. Draußen steht der Oberinspektor. Er sieht schrecklich übernächtigt aus, wilde Haarsträhnen hängen ihm in die gefurchte Stirn.

Ernst sagt er:

„Ich möchte wissen, Milchreis, wie Sie auf einhundertundzwölf Mark und achtundvierzig Pfennig für die Damenstrümpfe kommen. Ich für meine Person kriege zwei Mark sechsundachtzig weniger raus!“

Die Vögel ziehen nach Süden ...

Von Richard Gerlach.

Hätte ich nur etwas mehr Moneten (aber man hat sie nicht und wird sie nie haben),

Könnt' ich jetzt über die Sierra Nevada auf einem Maultier in den Himmel traben.

Ich säße in einem japanischen Garten voller Blüten und tränke beim Schein der Lampione Tee,

Und ich führe über das weite Meer auf einem eilenden Schiff nach Santa Fee.

Eines Abends tauchte der glühende Sonnenkreis in die flimmernde Bucht von Rio.

In Samoa spuckten die Berge Feuer, und die Mädchen, weiße Blüten hinter dem Ohr, kispelten: Oh mio ...

In Patagonien würde sich die Grenze von Tag und Nacht, von Wachen und Träumen verlieren.

In Abyssinien lebte ich mit Giraffen, Antilopen, Papageien und allen Tieren.

Am Brahmaputra würde ich in Gesellschaft heiliger Affen im Säulenschatten sitzen,

Und beim Aufstieg auf den Himalaja würde es nichts schaden, ein wenig zu schwitzen.

Die Ränguruhs in Australien hätte ich auf der Flucht vor Dingos hüpfen gesehen.

Gern ließe ich mich in einem Luftballon bis über die Wolken verwehen.

Herrlich wäre es, in kanadischen Wäldern auf der Fährte von Wapitis zu schweifen,

Und in Kalifornien müssen Milliarden von süßen Früchten reifen.

Die Wunder der Erde kann kein Mensch, und würde er hundert Jahre, zu Ende kennen.

Hätte ich nur, was ich brauchte, ich würde fliegen, springen und rennen.